

Resi hätte wissen können, dass ein Untermietverhältnis unter Freunden nicht die sicherste Wohnform darstellt, denn: Was ist Freundschaft? Die hört bekanntlich beim Geld auf. Die ist im Fall von Resis alter Clique mit den Jahren so brüchig geworden, dass Frank Lust bekommen hat, auszusortieren, alte Mietverträge inklusive. Resi hätte wissen können, dass spätestens mit der Familiengründung der erbfähige Teil der Clique abbiegt Richtung Eigenheim und Abschottung und sie als Aufsteigerkind zusehen muss, wie sie da mithält. Aber Resi wusste's nicht. Noch in den 80ern hieß es, alle Menschen wären gleich und würden durch Tüchtigkeit und Einsicht bald auch gerecht zusammenleben. Das Scheitern der Eltern in dieser Hinsicht musste verschleiert werden, also gab's nur drei Geschichten aus dem Leben ihrer Mutter, steht nicht mehr als ein Satz in deren Tagebuch. Darüber ist Resi reichlich wütend. Und entschlossen, ihre Kinder aufzuklären. Sie erzählt von sich, von früher, von der Verheißung eines alternativen Lebens und der Ankunft im ehelichen und elterlichen Alltag. Und auch davon, wie es ist, Erzählerin zu sein, gegen innere Scham und äußere Anklage zur Protagonistin der eigenen Geschichte zu werden.

Anke Stelling, 1971 in Ulm geboren, absolvierte ein Studium am Deutschen Literaturinstitut in Leipzig. 2004 wurde ihr gemeinsam mit Robby Dannenberg verfasster Roman »Gisela« verfilmt, 2010 die Erzählung »Glückliche Fügung«. Weitere Veröffentlichungen: »Nimm mich mit« (2002, gemeinsam mit Robby Dannenberg), »Glückliche Fügung« (2004) und »Horchen« (2010).

Anke Stelling stand mit ihrem im Verbrecher Verlag erschienenen Roman »Bodentiefe Fenster« (2015) auf der Longlist des Deutschen Buchpreises 2015. Zudem wurde der Roman mit dem Melusine-Huss-Preis 2015 ausgezeichnet. Zuletzt erschien der Roman »Fürsorge« (2017).

Anke Stelling

Schäfchen im Trockenen

Roman

VERBRECHER VERLAG

1. Auflage
Verbrecher Verlag Berlin 2018
www.verbrecherei.de
© Verbrecher Verlag 2018

Gestaltung: Christian Walter
Druck und Bindung: CPI Clausen & Bosse, Leck

ISBN: 978-3-95732-338-5

Printed in Germany

*Die Autorin dankt Daniela Plügge und Nathalie Schmid
für ihre Mitarbeit und ihren Beistand.*

*Die Arbeit an diesem Roman wurde durch ein
Stipendium des Berliner Senats unterstützt.*

*Der Verlag dankt Anja Roefe, Lisa Raunischka,
Mona-Darleen Schlachtenrodt und Clara Funk.*

Hör zu, Bea, was das Wichtigste ist und das Schlimmste, am schwierigsten zu verstehen und, wenn du's trotzdem irgendwie schaffst, zugleich das Wertvollste: dass es keine Eindeutigkeit gibt. Das muss ich hier, ganz zu Anfang, schon mal loswerden – weil ich es immer wieder vergesse. Und vermutlich vergesse ich es deshalb, weil meine Sehnsucht nach Eindeutigkeit so groß ist und die Einsicht, dass es keine gibt, mich so schmerzt. Aber gleichzeitig ist sie auch tröstlich.

Wie kann etwas, das weh tut, mich trösten? Da hast du's schon. Genau so was meine ich.

Wenn ich zum Beispiel sage: Ich liebe dich. Oh ja, ich liebe dich. Es ist unglaublich. Du bist unglaublich! Du bist so schön und klug und lebendig, du bist zum Küssen und zum Streiten und zu allem bist du die Beste. Du bist das Beste, was mir je passiert ist, und gleichzeitig wär's mir lieber, du würdest nicht existieren, denn ich halte dich, und dass du da bist, nicht aus. Wie ich um dich fürchte, wie ich um mich fürchte, nur, weil du geboren bist. Und ich muss dir ganz im Ernst auch raten, dass du deinerseits schleunigst das Weite suchst. Renn, so schnell du kannst, bring Platz zwischen dich und mich, werde nur schnell erwachsen. Ich bin Gift für dich, verstanden? Die Familie ist der Hort der Neurosen, und die Herrscherin im Hort, in unserm Horst, das bin ich. Ich bin der Adler mit den Krallen und dem warm-weich brütenden Hintern, mit der krächzenden Stimme und der enormen Spannweite, ich hacke jedem, der dir zu nahe kommt, die Augen aus, ich kreise über dir, bringe dir das Fliegen bei und bin dir in allem voraus. Ich zeige dir die Schönheit dieser Welt und die Gefahren, und wenn du al-

leine losfliegst, warte ich im Horst auf dich: voller Güte und Missgunst und Stolz.

Du weißt ja längst, wovon ich rede.

Neulich hast du dich geschüttelt, als du nach Hause kamst. »Ehrlich, Mann, das stinkt hier so!«

Und du hast recht, mein Schatz. Es stinkt. Nach uns. Nach Familie. So köstlich, geborgen und eklig, hau ab! Komm an mein Herz. Und erinnere dich, dass du da weg musst.

Weiß man doch

Ich bin ein echter Spätzünder. Oder geht das allen so, dass ihnen mitten im Leben plötzlich auffällt, was sie nicht kapiert haben, all die Jahre über, obwohl es doch mehr als offensichtlich ist?

Ich dachte immer, ich sei klug, würde die Welt kennen und die Menschen verstehen. Schließlich konnte ich schon vor der Einschulung lesen, mich gut ausdrücken und problemlos kopfrechnen. Ich wusste, dass ich mich vor Frank Häberle und dem Hausmeister in Acht nehmen muss, aber auf Simmi Sanders und die Handarbeitslehrerin verlassen kann. Doch von größeren Zusammenhängen, Strukturen oder Machtverhältnissen hatte ich keine Ahnung. Da fehlten mir die einfachsten Erkenntnisse – zum Beispiel die, dass mein Leben auch anders hätte sein können. Das nennt man wohl Sicherheit. Geborgenheit. Glückliche Kindheit.

Ich erinnere mich noch genau an den Moment, als ich dachte: Fuck!, wenn meine Eltern woanders gewohnt hätten, hätten wir einen anderen Küchenfußboden gehabt.

Bei dieser Einsicht war ich bereits über zwanzig und schon mehrfach umgezogen: von zu Hause fort nach Berlin und dann hierhin und dorthin.

Diesmal hatte ich einen traumhaften Küchenfußboden erwischt: Dreißiger-Jahre-Holzestrich, dunkelgrün und sehr gut erhalten.

Meine Eltern hatten so ein Sechziger-Jahre-West-PVC gehabt, grau mit grauem Schlierenmuster, dreißig mal dreißig Zentimeter große Platten – weshalb das Schlierenmuster ständig die Richtung änderte. Nichts gegen diesen Fußboden; ich bin gut und gerne darauf aufgewachsen. Pflegeleicht war er auch. Erst wenn man kleben blieb, meinte meine Mutter: »Hier muss mal wieder gewischt

werden«, und dann streute ich Scheuerpulver und schrubhte ohne Lappen vor, und es war erstaunlich, wie schwarz das Wasser war, das ich hinterher in die Toilette goss.

Der Fußboden war der Fußboden. Wenn Leute einen anderen hatten, lag es daran, dass sie andere Leute waren.

Der Spülkasten der Toilette hatte seitlich einen schwarzen Griff. Den zog ich, um das Fußbodenwischwasser wegzuspülen.

Der Spülkasten wurde nicht ausgewechselt, nicht, als irgendwann Spülstopptasten zum Wassersparen in Mode kamen und auch nicht als die alte Mechanik kaputt und der Griff wegen Materialermüdung abgebrochen war. Meine Eltern sagten niemals dem Vermieter Bescheid. Während der vielen Jahre, die ich bei ihnen wohnte, habe ich den Vermieter kein einziges Mal gesehen. Vielleicht habe ich deshalb erst so spät begriffen, was der Unterschied zwischen Miet- und Eigentumswohnen ist – weil meine Eltern ihre gemietete wie eine eigene Wohnung behandelten und, wenn's nicht mehr anders ging, den Klempner selbst bestellten, ihn auch aus eigener Tasche bezahlten. Warum? Um sich nicht streiten zu müssen, schätze ich. Um so zu tun, als wären sie frei.

»Warum bist du so wütend?«, hat Renate, eine Freundin meiner Mutter, mich gefragt, als ich mit ihr im Café saß.

Ich zuckte zusammen, weil ich mir eigentlich recht gefasst vorkam, wie ich da meinen Tee trank und über alles Mögliche mit ihr plauderte. Sie aber wollte über das Buch reden, das ich geschrieben hatte, und in dem ich Müttern wie meiner vorwarf, ihre Träume von Freiheit ihren Töchtern aufgehalst zu haben – ohne Idee davon oder Hinweis darauf, wie sie vielleicht zu verwirklichen wären. Renate hatte diesen Text persönlich genommen; zu Recht, wie ich fand, auch wenn ich beim Schreiben nicht speziell an sie gedacht hatte.

»Keine Generation kommt davon«, antwortete ich, »ohne dass die nächste ihr was vorwirft.«

»Na dann viel Spaß mit deinen eigenen Kindern«, sagte sie, und ich nickte.

»Danke. Werd ich haben.«

Ich habe gern das letzte Wort. Sie aber auch.

»Bitte.« Und dazu dieser spezielle Gesichtsausdruck: schlecht kaschiertes Besserwisserum, vorgetäuschte Milde.

Diesen Gesichtsausdruck habe ich auch, diesen Gesichtsausdruck geben Mütter ihren Töchtern weiter, genau wie die ungelebten Träume, ja: dieser Gesichtsausdruck erzählt von diesen Träumen, während der Mund verkniffen schweigt. Der Mund ist verkniffen, das Kinn ein wenig vorgereckt. Renate ist groß darin, so zu gucken. Ich aber auch.

Und Bea fängt jetzt ebenfalls schon damit an, und ich ertrage nicht, dass es immer so weiter geht, lieber will ich wütend sein, reden und schreiben und Renate in den Tee spucken – damit sie mal sieht, was wütend sein heißt.

»Erinnerst du dich an den Fußboden, den wir zu Hause hatten?«, fragte ich.

»Nein. Wieso?«

»Er war hässlich. Und nicht selbstverständlich! Aber das musste ich alleine rausfinden, ihr habt ja nicht mit uns geredet.«

»Natürlich haben wir mit euch geredet, von morgens bis abends, jetzt tu doch nicht so.«

»Aber nicht über Fußböden und wie's zu ihnen kam.«

Renate zog die Augenbrauen hoch und sah mich spöttisch an. Das kann sie auch gut: einem das Gefühl geben, man sei nicht ganz bei Trost.

Das hat sie schon getan, wenn sie früher bei meiner Mutter zu Besuch war und ich dazukam und irgendwas erzählte: von der

Schule, von Freunden, von der Ungerechtigkeit der Welt. Dann zog Renate die Augenbrauen hoch und meine Aussagen in Zweifel, wies mich auf Aspekte hin, die ich übersehen hatte, setzte alles daran, mich zu verunsichern. Und ich ließ mich verunsichern, anstatt ihren Widerspruch als Diskussionstraining zu nutzen.

Das ist heute anders, heute halte ich dagegen. Sagte ihr also, dass ich inzwischen überzeugt sei, dass meine Mutter den Boden auch hässlich gefunden habe, ihn aber hingegenommen als das, was sie sich eben leisten konnte, was nun mal da war, und außerdem noch meinte, sie habe weiter nichts mit ihm zu tun. Womit sie sich jedoch getäuscht habe, denn jetzt stehe er für sie. Na gut, das sei vielleicht übertrieben. Für mich ist meine Mutter die Frau, die auf diesem Fußboden steht.

Renates Augenbrauen blieben gehoben.

»Verstehst du denn nicht?«, fragte ich aufgebracht. »Ich hätte wissen sollen, was sie eigentlich wollte, wie's zu dem gekommen ist, was dann das Normale war, was vielleicht die Alternativen gewesen wären und warum sie die nicht ergriffen hat!«

»Und was hat das mit dir zu tun?«

»Alles! Ich stand schließlich auch auf diesem Fußboden.«

Renate schüttelte den Kopf und bestellte noch mehr Tee. Ging erst mal aufs Klo, wollte offensichtlich nicht darüber reden. Doch sie muss, denn meine Mutter kann nicht mehr. Ist gestorben, bevor ich begriffen hatte, wonach ich sie unbedingt fragen muss, an welcher Stelle nachbohren, weil, wie ich nun von Renate erfuhr, das Schweigen Absicht gewesen sei, kein Versäumnis. Keine von ihnen, weder Renate noch meine Mutter, habe ihre Kinder mit Anekdoten und alten Geschichten belasten wollen, schon gar nicht mit solchen, die von mangelnden Alternativen, schlimmen Voraussetzungen und geringerem Übel handelten.

»Ihr solltet frei sein und eure eigenen Wege gehen.«

»Ja, genau«, sagte ich, »völlig unbelastet.«

Renate hatte keine Lust auf meine Ironie, wollte lieber selbst sticheln.

»Natürlich hätte deine Mutter gern einen Terrazzoboden in einem Chalet am Genfer See gehabt.«

Ja, ja. Natürlich.

Liste für Bea: Holzestrich finde ich den schönsten aller Böden, der ist heutzutage aber wahnsinnig teuer, weil er nicht mehr üblich ist. Sich Holzestrich legen zu lassen, ist inzwischen ein nerdiger Luxus, also vergiss es.

Dielen in der Küche sehen vielleicht auf den ersten Blick schön aus, sind aber anfällig für Fettflecken, und in den Ritzen sammelt sich der Dreck. Das kennst du ja von zu Hause, so ein Boden ist alles andere als pflegeleicht.

Allerdings ist ein Fliesenboden, der sich ganz einfach wischen lässt, auch nicht das, was man pflegeleicht nennt, denn den *muss* man dann auch täglich wischen, weil nichts einzieht oder sich wegguckt, es sei denn, die Fliesen haben dieses Schlieren- oder Sprengelmuster, und dann, Bea, finde ich sie echt zum Davonlaufen. Schlimmer noch als PVC, denn Fliesen sind außerdem fußkalt, es sei denn, es liegt eine Heizung darunter. Sagen wir mal so: Einfarbige Terrakottafliesen mit Fußbodenheizung sind okay – wenn man eine Putzfrau hat, die sich ständig um sie kümmert.

Ich hatte noch nie eine Putzfrau. Ich habe als Putzfrau gearbeitet, aber das passt nicht in die Auflistung der Fußböden, oder doch?

Doch. Ja. Natürlich.

Ich habe beschlossen, alles zu erzählen. Nichts ist natürlich, alles ist gemacht, hängt miteinander zusammen, nutzt oder schadet dem

einen oder der anderen, und was als selbstverständlich gilt, ist in besonderem Maße verdächtig.

Bea ist jetzt vierzehn und gehört initiiert. Aufgeklärt und eingeführt in die Welt der Küchenböden, Arbeitsteilung, Arbeitsverteilung, Putzjobs, Lohnkosten, Wohnkosten, Haupt- und Nebenkosten, Kosten-Nutzen-Rechnungen, das große Auf- und Abrechnen, monetär wie emotional.

Anders als meine Mutter werde ich nicht davon ausgehen, dass sie mit der Zeit schon erfährt, was sie wissen muss; anders als Renate und ihre Freundinnen werde ich nichts zurückhalten in der Vorstellung, dass meine Erzählung die Kinder negativ beeinflussen, entmutigen oder in ihrer Entfaltung behindern könnte. Im Gegenteil, ich stelle mir vor, dass ich sie ausrüste mit Wissen und Geschichten. Dass ich sie nicht naiv und leichten Mutes, sondern beladen mit Erkenntnissen und Interpretationen losschicke – Rüstung und Waffen wiegen nun mal.

Apropos Waffen.

Ich habe diesen Brief bekommen. Er ist an mich adressiert und enthält ein sauber gekniffenes Blatt Papier – die Kündigung unserer Wohnung, nein, falsch: eine Kopie der Kündigung unserer Wohnung zur Kenntnis. Denn unsere Wohnung ist in Wahrheit Franks, Frank ist der Hauptmieter, und er hat die Wohnung gekündigt.

Seit vier Jahren wohnen wir hier. Nachdem Frank und Vera in die K 23 gezogen sind, haben wir ihre Wohnung übernommen; ein Glücksfall, weil unsere bereits mit drei Kindern zu klein war und inzwischen hatten wir vier; ein Glücksfall, jemanden zu kennen, der einen achtzehn Jahre alten Mietvertrag besaß und nicht mehr brauchte.

Doch wie man in den Wald hineinruft, so schallt es heraus.

Der Brief ist die Quittung für das, was ich getan habe, deshalb

ist er auch an mich und nicht an Sven oder an uns beide adressiert. Ich bin schuld an der Misere, ich habe Frank in die Lage gebracht, diese Konsequenz zu ziehen. Alles, was passiert, habe ich mir selbst zuzuschreiben, und das tue ich, hier in meiner Kammer, diesen zwei Quadratmetern neben der Berliner Altbauküche, eigentlich gebaut als Speisekammer, eigentlich der hintere Teil des Klos, mit dem sie sich das Fenster teilt. Die Kinder sind in der Schule beziehungsweise Kita, Sven ist in seinem Atelier – das er auch nur zwischennutzt, bis der Investor den abgelehnten Bauantrag umformuliert hat und durchbekommt. Die Formulierung ist entscheidend. Ich starre auf den Brief.

»Sehr geehrte Damen und Herren«, steht da, unpersönlich, an die Hausverwaltung gerichtet, und für mich gibt es diesen Stempel, »Zur Kenntnis«, und überhaupt keine Anrede. Nur die grüne Stempelfarbe. Sehr amtlich. Sehr seltsam, wo Frank doch nicht das Amt ist, sondern ein alter Freund. Woher hat er bloß diesen Stempel? Hätte er nicht vielleicht mal anrufen können?

Nein. Frank will nicht mit mir reden.

»Geht ja auch nicht«, würde Vera sagen.

Vera hat mir schon vor Monaten eine E-Mail geschickt, in der stand: »Unser gemeinsamer Weg ist hier zu Ende.« Was ich nicht übersetzt hatte mit: »Überleg dir besser gleich mal, wo ihr hinzieht, als nächstes schick ich nämlich Frank.«

Ich hatte ihre E-Mail so verstanden, dass sie mir die Freundschaft kündigt, sich nicht mehr mit mir treffen mag.

»Ich liebe Dich«, stand da noch, und erst mit der Kündigung in der Hand fiel mir auf, dass es zwei Arten gibt, das zu sagen: schlicht und ergreifend, weil es stimmt – oder drohend, um eine Maßnahme einzuleiten. Eltern reden so. Und Götter.

Mit der Kündigung in der Hand wurde mir klar, dass Veras Art die zweite war, denn ich bin zwar nicht ihr Kind, aber eine uralte

Freundin, quasi eine Wahlverwandte, und damit gelten die Familienregeln auch für mich.

Bei Vera in der Familie wurde die Liebe stets sehr betont, ganz egal, was für Scheußlichkeiten abliefen oder darauf folgten; Veras Liebeserklärung hätte mich misstrauisch machen müssen, schließlich habe ich »massiv die Regeln verletzt« und brauche mich deshalb »nicht zu wundern«.

Die Regel, die ich verletzt habe, heißt: »Schmutzige Wäsche wird nicht in der Öffentlichkeit gewaschen.« Auch ein schöner Spruch, der Familien zusammenhält. »Wäsche« steht für privat, »schmutzig« steht für nicht herzeigbar und »waschen« steht für ausplaudern, verraten, erzählen. Und wenn ich sage, dass Erzählen mein Beruf ist, dann sagt Ulf: »Dahinter kannst du dich bestimmt nicht verstecken.« Denn mein Beruf sei schließlich selbstgewählt.

Es gibt ein Bilderbuch von Leo Lionni, in dem er den Beruf des Künstlers verteidigt. Das Buch war schon vor vierzig Jahren ein Renner und ist jetzt ein Klassiker – was nicht heißt, dass seine Botschaft durchgedrungen wäre.

In diesem Buch gibt es eine Gruppe von Mäusen, die für den Winter Vorräte sammeln und sich ordentlich abplagen – während eine von ihnen nur in der Sonne liegt und angeblich Farben, Gerüche und Eindrücke sammelt. Hat die überhaupt ein Recht, von den Vorräten zu essen, wenn der Winter kommt? Doch siehe: Irgendwann im dunkelsten und hungrigsten Moment am Ende des Winters schlägt die Stunde der angeblich faul herumliegenden Maus, und sie rettet die anderen mit ihrer Beschreibung der Farben und Gerüche und des Geschmacks der Welt. »Du bist ja ein Dichter«, sagen die Mäuse, und die Künstlermaus wird rot und nickt.

Ob Leo wegen dieser Geschichte auch aus seiner Wohnung gejagt wurde? Bestimmt haben einige seiner Freunde mit Festanstel-

lung sich in den stumpfsinnigen Sammelmäusen wiedergefunden, und seine Ex-Frau hat gesagt, wie arrogant er sei, sein offensichtliches Versagen als Familienernährer zur Weltenrettung aufzublasen. Aber wer weiß. Vielleicht haben sie auch alle gelacht und das Buch Freunden und Verwandten zum Geburtstag geschenkt, waren stolz auf Leo und dankbar, dass er sich die Mühe gemacht hat, ihrer Ambivalenz und dem ewigen Kampf um Lebensentwürfe Ausdruck zu verleihen.

Vera, Friederike, Ulf, Ingmar und so weiter waren jedenfalls nicht dankbar, dass ich Worte für unsere Misere gefunden hatte, im Gegenteil. Sie fanden schon »Misere« eine unzulässige Bezeichnung. Weil doch in Wahrheit alles gut war.

Gut: Es geschafft zu haben. Bis hierher gekommen zu sein, seine Schäfchen im Trockenen zu wissen – zumindest jedes im eigenen Zimmer, in der Kita oder an der Wunschschule, die der Einzugschule aus diversen Gründen vorzuziehen ist.

Alle gesund. Und munter – zumindest nicht so schlecht gelaunt, dass was verändert werden müsste; noch genügt es, die miese Laune an den andern auszulassen, an all denjenigen, die sich nicht so benehmen, wie man es sich vorgestellt hat.

Mies: Diese Art von gutem Leben eine Misere zu nennen.

Im dunkelsten Moment habe ich statt von Sonne und Farben vom Dunkel des Moments erzählt – was nur manche Mäuse tröstlich finden, andere nicht, und manche von denen, die in meinem Dunkel eine Rolle spielen, haben sich verraten gefühlt und benutzt.

»Wer bist du, dass du deine Sicht über andere stellst?«, fragten sie. »Wer hat dir das bitte sehr erlaubt?«

Ich mir selbst. Die Dichtermaus.